

**Predigt zu Hebr. 13,12–14, Sonntag Judika (29.3.) 2020, Website St. Marien
Prof. Dr. Dr. h.c. Dietz Lange**

Text: Jesus hat, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor. So lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.

Liebe Lesegemeinde!

Wenn man dieser Tage durch die Stadt geht, trifft man auf der Straße kaum Leute. Die Busse sind fast leer, viele Geschäfte und Behörden geschlossen. Noch gespenstischer ist es, wie man im Internet sehen kann, in manchen ganz großen Städten wie New York, wo die Seuche noch viel schlimmer wütet als hier. Da sind die breiten, sechsspurigen Straßen völlig verödet. New York heißt im Volksmund seiner Bürger „die Stadt, die niemals schläft“. Jetzt scheint sie nicht nur zu schlafen, jetzt ist sie wie tot.

Das sind Bilder, die uns drastisch unsere eigene Vergänglichkeit vor Augen führen. „Wir haben hier keine bleibende Stadt.“ Eigentlich wissen wir das ja. Trotzdem leben wir alle, auch und gerade wir Älteren, normalerweise so, als ob alles immer so weiterginge. Es ist auch etwas Richtiges daran: Man kann ja nicht stets und ständig an das Sterben denken. Und selbst die jetzige Infektionswelle wird, so sehr natürlich Vorsorge geboten ist, für die meisten von uns nicht zum Tode führen. Trotzdem kann die Erinnerung an unsere Vergänglichkeit sehr heilsam sein. Nicht so sehr deshalb, weil sie uns erschreckt, sondern weil sie uns daran erinnert, wie sehr es jetzt ankommt auf unser Leben und die Art, wie wir es führen, solange es noch dauert.

Aber wenn der Hebräerbrief davon spricht, dass wir hier keine bleibende Stadt haben, meint er noch etwas anderes. Er ist wahrscheinlich nicht zur Zeit einer Epidemie geschrieben, denn davon steht in ihm kein Wort. Die Stimmung ist in diesen Sätzen ganz unaufgeregt. Diese Stadt, diese Wohnung, die wir hier im irdischen Leben haben, wird eines Tages nicht mehr sein. Das wird einfach ganz ruhig festgestellt – im Unterschied zu der Nervosität und Angst, die uns in der gegenwärtigen Krise beschleicht, vor allem dann, wenn wir in unserem Haus oder in unserer Wohnung allein zurechtkommen müssen wie ich selber auch. Da fühlen wir uns dann manchmal geradezu wie in Einzelhaft. Das ist begreiflich. Aber da hilft es, sich von der Stimmung dieses Briefes anstecken zu lassen statt von der Angst vor dem Virus, von dem zurzeit alle Welt redet und hinter dem alle anderen Nachrichten fast verblassen.

„Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Das klingt für manche Ohren wie eine billige Vertröstung, so als ob dieses Leben sowie so nichts taugt, als ob wir uns nur nach dem ewigen Leben bei Gott sehnen, wo wir dann alle Sorgen los sein werden.

Aber so ist das nicht gemeint. Es heißt nicht: wir *warten* auf das ewige Leben oder wir *sehnen* uns danach, sondern: Wir *suchen* die zukünftige Stadt. Wir lassen uns durch unsere Vergänglichkeit nicht entmutigen, auch nicht durch eine Krise wie die, der wir jetzt ausgesetzt sind. Suchen ist das Gegenteil von Hände in den Schoß legen. Suchen ist etwas Aktives, Tätiges. Die zukünftige Stadt, das ist ein Bild für die Herrschaft der Liebe Gottes über diese Welt und unser Leben, die mit dem Kommen Jesu bereits angebrochen ist. Sie hat ihren stärksten Ausdruck gefunden in dem Selbstopfer Jesu am Kreuz.

Das zeigt, dass unsere Suche nach der Herrschaft Gottes nicht die Suche nach einem Wolkenkuckucksheim ist, sondern ganz illusionslos mit der Wirklichkeit rechnet. Die Herrschaft der Liebe Gottes walzt nicht einfach die bestehende Welt nieder, sondern setzt sich mit ihr auseinander und muss zunächst einmal scheinbar scheitern. Gott kämpft mit all seiner Macht gegen das Regiment von Hass und Gewalt. Das zeigt sich auch in unserer heutigen Krise. Ein Beispiel ist der scheinbar ganz unbedeutende Vorfall, wo ein beherzter Verkäufer einem rabiaten Kunden die zweite und dritte Packung Toilettenpapier wegnimmt, damit es für alle reicht, und dafür Prügel riskiert. Oder jemand erträgt die Isolierung zu Hause nicht mehr, rastet aus und wird gewalttätig, aber ein unerschrockenes Familienmitglied stellt sich dazwischen und schafft Frieden.

So hat Jesus die Spirale von Hass und Gewalt unterbrochen, die weithin die Welt regiert. Er hat sich damit außerhalb der Gesellschaft seiner Zeit begeben. Das drückt der Hebräerbrief mit dem Hinweis aus, dass er „außerhalb der Stadt“ gekreuzigt wurde. Und es geht dann gleich weiter: „So lasst auch uns aus dem Lager hinausgehen und seine Schmach ertragen.“ Das Lager ist eine Anspielung auf eine Geschichte aus dem Alten Testament. Da heißt es, das Opfertier wird geschlachtet und anschließend außerhalb des befestigten, gesicherten Lagers verbrannt. Aus dem Lager hinausgehen heißt für uns: in dieser für uns ganz neuen und unvertrauten Situation gewohnte Pfade der Sicherheit verlassen und sich ganz auf den Weg der göttlichen Liebe einlassen, den Jesus uns vorangegangen ist.

Damit meine ich natürlich nicht, dass wir leichtsinnig eine Infektion riskieren sollen. Damit wäre ja niemandem gedient. Allerdings: So einfach ist es auch wieder nicht. Denken wir nur an die vielen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in den Isolierstationen der Krankenhäuser, die dort selbstlos den Gefahren trotzen und für die täglich zahlreicher werdenden Kranken sorgen. Oder an die Kassiererinnen in den Supermärkten, die trotz Plexiglasscheiben und Plastikhandschuhen nicht gefahrlos arbeiten, aber trotzdem dafür sorgen, dass wir jeden Tag das Nötigste zum Leben kaufen können. Denen könnte man doch mal ein Dankeschön sagen.

So bringt die Krise sowohl das Schlechteste als auch das Beste von uns Menschen an den Tag. Für den christlichen Glauben ist dabei eine gewisse Gelassenheit charakteristisch. Die wirkt sich dann ausgesprochen wohltätig aus. Ich habe vor ein paar Tagen den Bericht eines österreichischen Journalisten gelesen, der in New York lebt. Er schildert sehr anschaulich die Lage dort. Die New Yorker sind immer sehr direkt. Sie können ziemlich ruppig sein und stoßen einen Fremden damit leicht vor den Kopf. Aber sie lassen sich nicht unterkriegen. Jetzt in der Krise, die dort ja richtig schlimm ist, sind sie viel freundlicher und hilfsbereiter als sonst, schreibt der Österreicher. Und sie haben ihren Humor nicht verloren.

Davon können wir deutschen Christen nur lernen. Humor ist nicht unbedingt unsere stärkste Seite. Besonders in sorgenvollen Zeiten wie diesen erscheint er uns ganz unangebracht. Aber das ist ein Irrtum. Gewiss ist der Kampf der Liebe Gottes gegen Hass und Gewalt eine todernte Sache. Die Kreuzigung Jesu ist selbstverständlich nichts zum Lachen. Und doch bringt Gottes Liebe uns auf einen Weg, auf dem wir von uns selbst Distanz gewinnen, uns selbst nicht so schrecklich wichtig nehmen. Das entlastet, das macht frei von der Last der Sorgen und bereitet uns damit vor auf die Zeit nach der Krise, die ja ganz sicher irgendwann kommen wird. Da müssen wir dann ganz konkret die „zukünftige Stadt“ suchen, Menschen unter die Arme greifen, die liebe Angehörige an die Krankheit verloren haben. Da gilt es anderen beizustehen, die durch ihren Verdienstaustausch vor dem wirtschaftlichen Ruin stehen. Der wird sich nicht von allein in Luft auflösen. Da sind wir alle gefragt. Da dürfen wir nicht bloß unser eigenes Schäfchen ins Trockene bringen. Gott will uns dann aus unserer Isolierung wieder herausholen, damit wir unter seiner Leitung an seiner zukünftigen Stadt mitarbeiten, mit aller Kraft und, ja, auch mit Humor.

Das ist gewiss mit Opfern verbunden. Aber es handelt sich dabei nicht um Opfer, die wir Gott darbringen würden. Was hätten wir denn Gott schon anzubieten? Gott hat sich in Jesus selbst für uns geopfert. Damit hat er alle religiösen Opfer für überholt erklärt und uns zugleich motiviert, uns selbst für andere Menschen zu opfern. Das kann durchaus fordernd und anstrengend sein, aber es geschieht frei und ohne Zwang zur Perfektion. Denn wir wissen: Am Ende dieses Weges steht mit offenen Armen Gott selbst, der uns diesen Weg geebnet hat. Da können wir wahrhaftig in aller Ruhe ans Werk gehen: jetzt, indem wir mit technischen Hilfsmitteln den Kontakt zu unseren einsamen Verwandten und Freunden halten, und nach Aufhebung der Kontaktsperrern mit voller Kraft und Freude ganz direkt. Dafür bitten wir Gott um seinen Segen.

Amen.